



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Unsre Volkstrachten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Uns hat das alles nicht abgehalten, auf das Beachtenswerte in seinen Büchern hinzuweisen. Die Konservativen werden ihm vielleicht Absolution erteilen, wenn sie erfahren, daß er, wie man auf S. 290 der „Hundert Jahre“ liest, schon einmal wegen einer Duellforderung auf der Festung gefessen hat.



## Unsre Volkstrachten



ie dahinschwindende Volkstracht zu erhalten bemüht man sich jetzt in den verschiedensten Teilen Deutschlands. Aus kleinen, fast zufälligen Anfängen, die belächelt wurden, ist diese Bewegung zu einer sozialen geworden. Sie will uns mit den Trachten den guten deutschen Bauer erhalten, der sich allein noch nicht überall städtisch-modisch-charakterlos trägt. Das scheint ja sehr äußerlich angefaßt zu sein, es greift aber doch bis in den Kern. Denn in der Tracht spricht sich das Standesgefühl aus, das einen wichtigen Teil des Volkes zusammenhält, und dieselbe Pietät, die die Formen und Farben der Kleidung der Eltern und Großeltern nicht verlieren will, hält auch gegen zersezende Einflüsse auf andern Gebieten Stand. In einem Schriftchen des badischen Volkschriftstellers Dr. Hansjakob,<sup>\*)</sup> der aus dem an Volkstrachten noch reichen Schwarzwalde stammt, heißt es: „Wer an der Tracht des Bauern rüttelt, rüttelt am ganzen Bauer, also auch an seinen religiösen und staatlichen Anschauungen.“ Nun wissen wir wohl, daß der Übergang Deutschlands zum Industriestaat gerade am Bauer noch gehörig rütteln wird. Was ihm in frühern Jahrhunderten die Kriege anthaten, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen, das besorgt heutzutage der Verkehr. Hier entwertet er, und dort steigert er, und im allgemeinen nicht zu Gunsten des Bauern. Der steht bei weitem nicht mehr so fest auf seinem Boden wie früher. Aber gleichviel, solange er die Verbindung mit seinem Boden festhält, bleibt er der gesündeste, zufriedenste, in Wahrheit

<sup>\*)</sup> Unsre Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung von Pfarrer Hansjakob. Vierte, erweiterte Auflage. Freiburg, 1896. Auf dem Titel ist ein reizendes Köpfchen mit der Spizenhaube der nördlichen Schwarzwälderinnen abgebildet. Die Rückseite trägt ein Gruppenbild, wo zwar die Tracht gut gegeben, aber das Gesicht der Bäuerin städtisch verfeinert ist. Es giebt ja dort so feine Gesichter, aber das sind doch nicht die, die man wiedergiebt, wo „die Gattung“ gezeigt werden soll. Durch solche verfeinerte Trachtenbilder haben die Maler dem Volk und der Kunst geschadet.

unabhängigste Stand im Lande. Das macht ihn widerstandskräftig gegen die zum Teil absolut schädlichen Veränderungen, denen andre Stände fast willenlos unterliegen, und darum blickt alles, was noch etwas zu konserviren hat, voll Hoffnung auf diesen von Natur konservativsten Stand. Darum auch die Teilnahme, deren sich die Volkstrachtenbewegung in weiten Kreisen erfreut. Der Bauer ist sonst mit Recht mißtrauisch gegen das Interesse, das er den Stadtleuten und besonders dem Staat im ganzen einflößt. Mancher Bauer wird sich mit vollem Recht fragen: Warum erhalten diese Leute nicht selbst ihre Altertümlichkeiten? Warum lassen sie sie so leicht fahren, reißen sogar ihre schönsten alten Bauten ein, verpfuschen ihre Städte und kommen dann, um uns zu erhalten? Mögen sie doch bei sich selber anfangen. Darin ist viel richtiges. Es steckt auch in dieser Bewegung etwas von dem Egoismus, mit dem man den Bauern vorschreibt, wenn es sich um Opfer für das Allgemeine handelt. Wie wir aber wissen, daß für diese Bewegung Herzen schlagen, die dem guten Alten und Schönen unter allen Formen ehrlich huldigen, so hoffen wir auch, daß sie nicht Halt machen wird bei der Bauertracht, sondern auf die zurückwirken wird, die dafür eintreten, ohne selbst Bauern zu sein. Vielleicht wird ihr selbst das anscheinend Unmögliche gelingen, in die Herrschaft der geist- und pietätlosen Mode endlich eine Bresche zu legen. Ich weiß zwar nicht, ob die naheliegende Anregung so ganz gesund ist, die „Herren und Damen“ möchten selbst wieder mehr zu den alten Trachten zurückkehren. Hansjakob meint, je mehr die bessern Stände wieder Stücke der alten, schönen Tracht annähmen, um so mehr würde unser Landvolk in seiner Volkstracht bestärkt werden. Das gilt für einzelne Fälle, steht aber doch im Widerspruch zu dem Wesen der Trachten. Wenn der Kaiser von Osterreich in Steiermark die verfeinerte Jägertracht der grauen Toppe und der grünen Strümpfe, und der Prinzregent von Baiern in den bairischen Alpen die Lederhosen und die Wadenstrümpfe trägt, so folgt ihnen ihre Umgebung, weil sie muß, und alles, was Hoffitten nachahmt. Die Jäger und Treiber uniformiren sich in dieser Tracht, nicht ohne Übertreibung. Es giebt da Kerle, die es dem Kaspar im Freischütz abgesehen zu haben scheinen. Das würde doch auf eine Maskerade hinauslaufen, wenn sich solche Aneignungen ländlicher Trachten durch die Städter über die eben erwähnten Fälle hinaus erstreckten. Die Tracht unsrer Alpenbewohner ist eben in vielen Fällen praktisch und zugleich ganz in die Natur hineingepaßt. In offenen Aniehosen steigt sichs besser als in schlotternden „Pantalon“; wenn sie der Städter anzieht, ist es nicht viel anders, als wenn er Bergschuhe oder Steigeisen trägt. Aber im allgemeinen ist sicherlich das Vernünftige, daß die Städter das erhalten, was sie gutes altes haben und damit den Bauern ein gutes Beispiel geben. Die Hervorholung der alten Salzfiederkostüme in Schwäbisch-Hall, der Hallorenuzug in Halle — interessante Beispiele der Anknüpfung der Tracht an bestimmte Berufe —

und die erzgebirgische Bergmannstracht treffen in dieser Beziehung das Richtige. Seitdem Innsbruck mit seiner wohl gelungenen Landesausstellung 1893 ein Trachtenfest verband, das ungeahnte Schätze von schönen alten Kleidungs- und Ausrüstungsstücken an den Tag brachte — schon die ursprünglichen Regenschirme, die „Paradachln“ waren des Studiums würdig —, hat München 1895 und in demselben Jahre Freiburg ein solches Fest gefeiert, und im Frühjahr 1896 hat Zürich das Einläuten des Frühlings mit einem Trachtenfest verbunden. Am 29. September 1895 kamen in Freiburg gegen 2000 Landleute von den entlegensten Schwarzwaldthälern bis in die Rheinebene bei Straßburg in ihren Trachten zusammen, und alles war eine Stimme über die Schönheit dieser Trachten. Ein Hauptverdienst des Münchner Trachtenfestes war die Vorführung von ganz vergessenen bairisch-schwäbischen und fränkischen Trachten, die bei dieser Gelegenheit sozusagen wieder entdeckt wurden. Gewiß ist gerade dadurch das Interesse für die Trachten überhaupt neu belebt worden. Aber bei allen diesen Schaufstellungen konnte man den Eindruck nicht los werden, daß sie sich ins Theatralische verirren und unpraktisch werden aus lauter historischem Bestreben und Kuriositätenkram. Besonders in Innsbruck sah man die reinen Defregger-Modelle, die am Biertisch beim Breinösl saßen, wie von der Bühne entflozene Choristen in einem Zwischenakt. Der Sache selbst wird es kaum nützen, daß man den ältesten Plunder ausgräbt. Man erzielt damit höchstens einen vorübergehenden Erfolg bei müßigen Zuschauern; und das ist nicht selten ein Heiterkeitserfolg, der die Träger solcher Inventarstücke nicht begeistern wird. In der Dresdner Ausstellung ist neulich auch ein Trachtenfest gefeiert worden. Das klingt ja unwahrscheinlich, denn Sachsen hat, bis auf die Wenden, seine Trachten längst aufgegeben, es ist thatsächlich das trachtenloseste Land in Deutschland. Ob eine solche Wiederbelebung des nicht schlummernden, sondern gänzlich abgestorbenen Alttertümlichen etwas fruchten wird, ist doch zu bezweifeln. In der sächsischen Lausitz strebt man die Erhaltung der Trachten längst an, aber das ist eine Bewegung sozusagen in der Familie: sie betrifft nur die Wenden. Bei den Deutschen ist auch dort von Tracht nichts mehr zu erhalten, im besten Fall nur noch im Museum hinter Glas und Rahmen.

In Oberbairern und Bairisch-Schwaben hat die Trachtenbewegung schon lange vor diesen Festen begonnen, und ehe die Zeitungen davon etwas merkten und der Außenwelt mitteilten, hat sie Früchte getragen. Der konservative Sinn und der Kunstfinn, die dem Volke dieser Landschaften in allen Schichten inwohnen, konnten nicht unthätig dem Verfall altgewohnter Trachten zusehen. Ihnen kam die unleugbare Thatsache zu Hilfe, daß so manche von den hiesigen Trachten augenfällig vorteilhaft sind, sei es durch Schönheit oder Nützlichkeit. Das grüne Hüatl mit der Goldschmuck oder den grünen Seidenquasteln ist nun einmal eine der schönsten Kopfbedeckungen, die Soppe ist ein zwanglos-prak-

tischer Rock, und die kurzen Lederhosen, die die Kniee freilassen, sind auch bequem. Das macht die Arbeit für Erhaltung der Trachten leichter. Drum konnte der Dorfpfarrer sagen: Kein Madl soll mir mit einer andern Kopfbedeckung als dem grünen Hüatl in die Kirche kommen; und sie folgten ihm, groß und klein. Drum hat die Soppe von München aus ihren Eroberungszug über die Welt gemacht. Und drum sind die Berchtesgadner Lederhösln und Wadenstrümpfe überall in den Alpen bei Jägern, Bergfexen und den vielen, die gebirglerisch aussehen wollen, mode geworden. Wenn der Kaufmann B. und der Rechtsanwält P. aus München, zwei begeisterte Freunde der bairischen Gebirgstracht, nach Bairisch-Zell kamen und durch Feste und Preise für die Erhaltung und erneute Verbreitung dieser Tracht wirkten, so hatten sie eben Erfolg, weil sie durch die That bewiesen, daß sie sie schön und praktisch fanden. Es war auch so natürlich, daß sich die Liebe zu den Bergen mit der Liebe zu allem verband, was zu den Bergen gehört. Dazu kam dann die immer weiter sich verbreitende Erkenntnis, daß Baiern und Tirol einen Teil der ganz natürlichen, reklamefreien Anziehungskraft auf Reisende aller Länder, vor allem aber auf Deutsche und Österreicher, der Eigenart ihres Volks verdanken, das, mit oder ohne Tracht, sich etwas naturwüchsiges, kraftvolles bewahrt hat. Das freut uns in einem Zeitalter der Gleichmacherei, das immer auch eine Zeit der Abschwächung der Persönlichkeiten ist. Wenn ich einen Eichenwald unter die Schere nehme, verliert jeder Baum an Wert. So ist's der Masse unsers Volks ergangen. Im Alpenland und Alpenvorland, im südlichen Schwarzwald, in vielen Teilen von Holland, in der Bretagne, in Wales, bei den Siebenbürger Sachsen ist die Erhaltung altertümlicher Trachten nur ein Ausdruck der Kraft des Volkes, sich zu behaupten in dem sogenannten Strom der Zeit. Was ist dieser Strom als ein trübes, mit allen möglichen weggerissenen Dingen treibendes Gewässer? Niemand badet sich darin gesund. Wo sich ein kräftiges Bauerntum zwischen Bürokraten und Suden, zwischen Verkehr und Versumpfung erhalten hat, sind auch Trachten bewahrt. Wo man reinliche Häuser mit hellen Fenstern und heitern Menschen, wohlgepflegte Hausgärten und stolze Misthaufen sieht, wo nicht die Wolke der Hypothekenlast sichtbar und greifbar über Haus und Hof schwebt, da ist die Heimat der Trachten, oder vielmehr ihre Zuflucht. In den Schauben und Tüchern, den faltenreichen Kleidern und den goldquastigen Hüten steckt oft ein Wert von hunderten, aber er geht auf die Enkel und Ur-enkel über. Solange sie ihn haben, erhält er sie über den tiefen Schichten, er erhält ihnen ihre Stellung, ihren Stand und ihren Stolz. Wie hab ich mich gefreut, als eine Unterinntalerin, die draußen in Baiern diente, vor der Messe mit ihrem geradrandigen, schwarzen, goldausgeschlagenen Hut, der höchst kleidsam ist, vor mich hintrat und mir ihren ererbten wertvollen Besitz mit Stolz zeigte! An diesem Sonntagmorgen war sie keine Magd und fühlte sich jeder Hofbäuerin gleich, die in diesen Flachlandgegenden schon schwer seidne

Kleider tragen wie in Niederbayern. Es ist schön, daß es in Tirol noch Sitte ist, dem Diensthoten, den man gern hat, einen Feiertagshut zu schenken, der ihm ein Besitz fürs Leben ist. Der Bauer, der sich in der Stadt einen farztigen Anzug kauft, den er nach der Ernte nicht mehr anständig tragen kann, ist unter seinen Knecht gesunken, der sich die Tracht bewahrt hat. Nächstens wird er beim Abzahlungsgeschäft angelangt sein oder beim Kleidertrödler.

Wenn der Bauersmann im schäbigen Rock und in der Tuchmütze wüßte, welchen Stempel der Unselbständigkeit und Unfreiheit ihm dieses charakterlose entlehnte Gewand aufprägt, er hätte es sicherlich nie angelegt. Man kann es überall verfolgen, daß die Bauern die Tracht ablegen, die durch die Berührung mit den Städten ihr Selbstgefühl für die thörichte Eitelkeit ausgetauscht haben, es den Städten gleichthun zu wollen. Die „bessern“ Bauern, besonders Bürgermeister und Ratschreiber gehen voran, mit ihnen auf einer Linie die von ihnen über die Achsel angesehenen Handwerker, die auf der Wanderschaft Stadtlust geschmeckt haben, die Buben, die zu schwach zur häuerlichen Arbeit waren und deshalb in Schreibstuben und Kramläden gesteckt wurden, die heimgekehrten Soldaten und nicht zuletzt die Mädchen, die in der Stadt gebient haben.

Der beste in der Hansjakobschen Schrift ist der vierte Abschnitt: „Warum haben die Volkstrachten abgenommen?“ Es ist eine kleine, aber höchst inhaltreiche Studie aus dem heutigen Volksleben des Schwarzwaldes, die sehr viel zu denken giebt und die größte Verbreitung und Beherzigung verdient. Der Kinzigthäler spricht da ganz aus eigener Erfahrung und, wie immer, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. In dem verkehrreichen Rheinthale hatte die Tracht schon seit der Gleichmacherei der Revolution stark abgenommen, und wer heute von Basel bis Köln wandert, sieht nur noch bei solchen Tracht, die zufällig aus dem Gebirge in die belebte, fruchtbare Ebne herausgewandert sind. In wenig Jahren werden auch sie die Kleider abgelegt haben, die sie ungleich machen. Meines Wissens macht immer noch eine Ausnahme auf der badischen Seite das Hanauer Ländle gegenüber Straßburg, wo eine wohlhabende Bauernschaft durch die geschichtliche Vergangenheit ihres Ländchens und weil sie inmitten von Katholiken protestantisch ist, eine Gemeinschaft von starkem Selbstgefühl bildet. Drüben im Elsaß ist mindestens in dem Vogesenvorlande noch mehr von Tracht erhalten geblieben, wie ja überhaupt unter der Fremdherrschaft, die sich ums Volk wenig kümmerte, mehr altertümliches am Leben blieb, als in dem gründlich „durchregierten,“ mit einer höchst eifrigen Bürokratie gesegneten Baden. Wandert man vom Rheinthale in den Schwarzwald, so sieht man in den größern außenliegenden Orten nur noch Spuren von Tracht, und erst in den abgelegnen Gebirgsdörfchen gewinnt man den Eindruck, daß sie noch herrscht. Nur dort, wo Alt und Jung in Tracht geht, lebt sie noch. Deswegen betrachten wir als eine der hoffnungsvollsten Mit-

teilungen, die Hansjakob bringt, die Angabe, daß zu Ostern 1895 von 491 Gemeinden der Kreise Freiburg, Lörrach und Offenburg in 226 Gemeinden die Jugend zur Kommunion oder Konfirmation in Volkstracht erschienen ist. Ich weiß wohl, daß diese hohe Festzeit der Jugend besonders auch dadurch gefeiert wird, daß man die Kommunikanten sich durch ihre Kleidung von der übrigen Jugend unterscheiden läßt. Mancher wird kurz nachher die Tracht für immer ablegen, die nur für diesen Zweck vererbt war. Dennoch ist jene Zahl größer, als man hoffen konnte.

Es giebt Trachten, die so versteinert sind, daß sich ihre Erhaltung nicht mehr anstreben läßt; sie würde sich gar nicht lohnen. Es sind nur noch Kuriositäten. Im günstigsten Fall wird man einzelnes festhalten können aus so barocken Trachten, wie der Altenburger oder Schwälmer. Daß der mühselige Henneberger Koppspuß nicht immer wieder hergestellt werden wird, leuchtet ein. Schon der Zeitverlust verbietet es. Es giebt aber noch eine Masse von lebensfähigen Elementen in den heutigen Trachten, die man nicht verkommen lassen darf; weil sie schön und vorteilhaft sind, muß man sie erhalten, nicht bloß weil sie alt sind.

Sehr interessant ist es, zu sehen, wie verschieden der Geschmack ist, der sich in den deutschen Volkstrachten ausspricht. In den künstlerisch begabten Stämmen des Südens und Südwestens haben wir die schönsten. Ist es eine Beimischung romanischen Schönheitsfinnes, die in Tirol, die im bairischen Oberland, in der Schweiz, in Baden und im Elsaß, also in bairischen und alemannischen Landen Trachten erzeugt hat, die zum Teil den Ansprüchen eines verfeinerten Geschmacks genügen? In dem lothringischen Häubchen ist die französische Entlehnung greifbar. Ein Miesbacher Hut oder eine Spizenhaube aus dem nördlichen Schwarzwald ziert das feinste Gesicht. Eine männlich freiere und frohere Kleidung giebt es nicht als die oberbairische Gebirgstracht.

Das sind alles Trachten, die sich noch im Lauf unsers Jahrhunderts verfeinernd weitergebildet haben. Welcher Abstand davon in der flachgedrückten faltenreichen Dachauerin oder der barocken, gleichsam eingesponnenen Altenburgerin. Das ist stehen und stecken geblieben. Geschmackvolle Trachten lehnen sich dann wieder an die so schön entfalteten niederländischen in Friesland und auf den friesischen Inseln an. Die Bierländerin ist etwas kokett — der Einfluß Hamburgs! Westlich davon fangen aber ganz andre Trachten mit slawischen Elementen an, oft sehr farbenreiche, aber in keiner einzigen Ausprägung das Elegante auch nur streifend. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man jenen geschmackvollern Trachten eine größere Lebenskraft und Ausbreitungsfähigkeit zuschreibt als diesen plumpem. Man sieht das in Baiern: die Dachauer Tracht stirbt aus, die Miesbacher macht Eroberungen.

Wenn man vom Ästhetischen der Volkstracht redet, kommt man von

selbst auf das Größere und Tiefere des Strebens nach Erhaltung der Tracht. Man muß sie in ihre Umgebung versetzen. Mit ihr hängt sie nicht bloß in dem geschichtlichen Sinne zusammen, daß die Volkstracht das kräftigste Leben in der Zeit hatte, wo die Jahrhunderte das breite Holzhaus mit dem schön geschnitzten Giebel bräunten, in dessen Küche und Wohnraum der Kessel an der Kette hing und der Rienspan im Spalt ein viel tieferes, farbigeres Licht, wenn auch ein trüberes, ausstrahlte, als die Petroleumlampe; es war zugleich die Zeit, wo die Art im Haus den Zimmermann sparte, der Bauer sein eigener Handwerker und die Bäuerin am Spinnrad ihre eigne Leinwandfabrikantin war. Ich denke jetzt mehr an die licht- und farbenreiche Umgebung der Wiesen, Äcker und Wälder, in die die farbenreichen Volkstrachten so recht hineinpaffen, und aus der so manche Farbenzusammenstellung unmittelbar genommen zu sein scheint. Wer zum Kirchgang die Rose am Hut, hinterm Ohr oder im Munde trägt, wie der Bursch, und den Strauß im Nieder wie das Mädchen, kleidet sich auch nicht vom Kopf bis zu den Füßen in schwarz oder grau. Die Farbenfurcht kommt dem Pfahlbürger natürlich vor, der in seiner sonnen- und farblosen städtischen Umgebung mit aller Poesie auch den Farbensinn eingebüßt hat. Für jene wäre es wider die Natur. Und nicht bloß wider die Natur, die sie umgibt, sondern auch wider die, die in ihnen ist. Kein Rot und Grün an sich leiden zu wollen, alles auf ödes Schwarz und Weiß zu reduzieren, ist ein Stück widernatürliche soziale Heuchelei. Wer seiner natürlichen Freude am Dasein Ausdruck giebt, zeigt auch, daß er Farbe liebt. Aber in unsrer deutschen bürgerlichen Gesellschaft braucht nur einer eine Nelke ins Knopfloch zu stecken, so muß er gleich ein Sozialdemokrat oder ein Don Juan sein.

Damit sind wir bei dem schwierigsten Kapitel der Tracht, bei der Tracht der Gebildeten und dem Verhältnis der Mode zur Tracht angekommen. Darüber hier nur soviel, daß in keinem Lande der Welt gegenwärtig die Charakterlosigkeit und Schwunglosigkeit in allem, was Kleid und Schmuck heißt, soweit gedeihen ist wie in Deutschland. Was die Franzosen und Engländer vormachen, ahmen wir blind nach, zum Selbstschaffen fehlt uns der freie, mutige Sinn. Die philiströsesten Bekleidungsweisen finden bei den deutschen Männern und Jünglinge die weiteste Verbreitung. Der schwarze Gehrock, geöffnet, so daß er schlapp auf beiden Seiten herunterhängt, vielfach etwas schäbig, das Röhrenbeinkleid, schlechtes Schuhwerk: das ist national. Dieses Zeichen mangelnden Selbstgefühls ist sehr beachtenswert. Es ist dasselbe Sichwegwerfen wie beim Aufgeben der bäuerlichen Tracht. Nur nicht hervortreten, nur nicht angesehen werden! Zugleich steckt unser Nationallaster, das Phlegma darin. Wenn doch die Trachtenbewegung vom Land in die Städte dränge und die Aufmerksamkeit vieler auf diese Zustände richtete, die eigentlich beschämend sind! Wir werden zwar keine Tracht im Handumdrehen schaffen. Wieviel schöner und besser flöße aber unser tägliches Leben, wenn viele Einzelne auch in ihrem äußern

Gehaben freien Sinn und Schönheitsfönn walten ließen, statt diese Dinge mit einer Gedankenlosigkeit zu behandeln, die endlich gegen jegliche Zerstörung und allen Verfall des Schönen und Ehrwürdigen rings um uns her stumpf machen muß.



## Die Alten und die Jungen

Ein Beitrag zur deutschen Litteraturgeschichte der Gegenwart

Von Adolf Bartels

(Fortsetzung)

7



in Gemälde der sogenannten Gründerzeit an dieser Stelle zu geben, wird man mir erlassen. Die meisten von uns haben sie noch mit erlebt und werden die scharfen Worte, mit denen sie zum Beispiel Adolf Stern charakterisiert: Wüster Genußtaumel, sittliche Verlotterung, Lüsterheit und Gemütsroheit, materieller Dünkel, niedrige Geldanbetung gewiß unterschreiben. Ich war in jenen Tagen ein Knabe von zehn Jahren und lebte in einer kleinen holsteinischen Stadt, aber auch mir ist, so jung ich selber und so weltfern mein Geburtsort war, allerlei im Gedächtnis geblieben, was zeigt, daß die Zeitkrankheit auch in den entlegensten Winkeln des Reiches wirkte. Dennoch wäre es falsch, eine plötzliche Erkrankung des ganzen Volkes anzunehmen, wenn auch weite Kreise von einer Art Mauth ergriffen waren. Die Decadence war schon vor dem Kriege da; jetzt trat sie in abschreckender Weise zu Tage, aber doch namentlich in einer Gesellschaftsschicht, in der, die ich als die moderne Gesellschaft bezeichnet habe, und die wesentlich in den Großstädten zu finden war, dort aber auch im Vordergrund stand und im Ganzen mit dem Schlagwort „Bildungspöbel“ abzuthun ist. Die Schichten, die die eigentlichen Träger unsrer nationalen Kultur und Sitte waren, wurden von der Krankheit nicht in dem Maße befallen, daß eine allgemeine Zersetzung eingetreten wäre, wenn auch die Epidemie alle Stände und nicht bloß das internationale Gefindel ergriff. So war es denn noch möglich, die Krankheit zu unterdrücken, doch gelang es nicht, das Gift aus dem Volkskörper zu entfernen, es fraß weiter und schwächte den Organismus immer mehr; die Decadence dauerte trotz jenes Ausbruchs fort und erreichte erst eine Reihe von Jahren